

# Aus fränkischem Herzen

Von Peter Schneider

## I.

### Liebe Franken!

Es ist erst ein Jahr verstrichen, seit im „Würzburger General-Anzeiger“ der letzte, XV., der „Neuen fränkischen Briefe an alle“ erschien, und schon tritt die Notwendigkeit einer Art Fortsetzung an mich heran. Ich hatte diese Notwendigkeit vorausgesehen; nur hatte ich nicht gedacht, daß sie so schnell an mich herankommen würde. Gleichviel, sie ist da, und ich folge ihrem Rufe; und die Reihe neuester fränkischer Briefe soll in unserer Zeitschrift erscheinen.

Ich muß aber, aus verschiedenen Gründen, erst noch einmal auf die „Neuen Briefe“ zu sprechen kommen; ein Grund ist die Wahrscheinlichkeit, ja wohl die Tatsache, daß nicht alle Bundesfreunde sie gelesen haben. Ich halte es für meine Pflicht, ihnen eine Übersicht über die Zeitgedanken und die Ergebnisse dieser Briefe zu bieten. — Im I. beschäftigte ich mich kurz mit den verschiedenen Gegnern des von uns verfochtenen fränkischen Gedankens: Mit den stofflich Gesinnten, denen alles Neue unbehaglich ist, mit den Mißtrauischen, die in unseren Bestrebungen parteipolitische oder bekenntnismäßige Absichten wittern oder die eine Sondertümelei darin sehen; mit jenen, die keine klare stammliche Abkunft haben oder zu haben glauben, endlich mit den „kleinlichen Nörglern und Meidern“. Dann nahm ich mir die Erörterung des Begriffes „Heimat“ vor, und legte im II. Briefe dar, warum wir, in Anerkennung der löblichen, verdienstvollen Arbeit örtlicher Heimatvereine, nach Überwindung eines allzu engen Heimatfinnes streben: Weil unsere liebe fränkische Landschaft die Gefahr mit sich bringt, daß die altfränkische Regsamkeit und Kühnheit von idyllischen Neigungen überdeckt wird. Wir aber sollten „durch bewußtes Aufreißen enger Gesichtsgrenzen, durch Zerbrechen abkapselnder Glaswände einer in uns schlummernden Begabung — schon die alten Römer kannten sie — den Weg zu stürmischer Betätigung öffnen.“ Trotzdem braucht der entwurzelte Mensch des 20. Jahrhunderts eine Heimat auch im engeren Sinn des Wortes. Darum stellte ich im III. Brief fest, daß es eine Heimat gibt, „die noch älter ist als der Grundbesitz, die neben ihm bestand und besteht; diese Heimat ist der Mensch.“ Er ist es vor allem als Familienwesen. Alle gute Absicht des Heimatschutzes verfehlt daher ihren Zweck, wenn er nicht in erster Linie dem Schutz der Familie gilt. „Denn es ist schon so: Wo um einen fränkischen Vater, um eine fränkische Mutter sich fränkische Kinder drängen, da ist Frankenland, es sei unter dem Steinberg in Würzburg am Main, oder — zu Füßen der Anden, in Balparaiso!“ Nun aber galt es zu zeigen, welche Brücke von der richtig verstandenen Heimat zum Vaterland und zum Staat führt; darum legte ich im IV. Brief dar, daß und warum die deutschen Staaten des 19. Jahrhunderts nicht alle ihre Bürger zu Deutschen gemacht haben. Woran hat es da gefehlt? Sie haben ihren Bewohnern „den richtigen Weg nicht gezeigt, der von der Heimat zum Vaterland führt. Wir aber wollen ihn finden.“ Und so wies ich im V. Briefe zunächst darauf hin, daß



alle kleinen und großen Bewegungen der Weltgeschichte zu ihrem Gedeihen des Nährbodens großer Mißstände bedürfen. Die Mißstände des 19. Jahrhunderts nun beförderten das Aufkommen des übervölkischen oder zwischenvölkischen Sozialismus und damit die Vaterlandslosigkeit vieler Deutscher. Trotzdem hätte es nicht so weit kommen dürfen, daß einer sagte, er kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt. Aber es war für die Staaten freilich schwer die echte Vaterlandsliebe zu erzeugen, weil ja der „Staat“ einen fremden Namen hatte (vom lat. status), dem für das Gefühl des Deutschen etwas Frostiges anhaftet, und weil der Staat, vom Absolutismus her, noch im Geruch des „Drigkeitsstaates“ stand. Wir aber — so schrieb ich im VI. Brief — müssen begreifen lernen, daß jeder von uns ein notwendiges Rädchen in einem ungeheueren Triebwerk ist, daß wir insolgedessen alle auf einander angewiesen sind, daß uns tiefste Dankbarkeit gegen die Menschheit vor uns und um uns erfüllen muß; aber auch, daß wir als Volk eine große Schicksalsgemeinschaft sind in einer rundum belagerten Festung. So heißt denn die Antwort auf die Frage, was dies Vaterland ist: „Unsere bittere, unsere heilige Schicksalsgemeinschaft, sie war, ist und bleibt unser Vaterland!“ Im VII. Brief sodann legte ich dar, worin die Bedeutung der Landschaft für den Menschen besteht: Daß sie ihn zwingt sich mit ihren Eigentümlichkeiten auseinanderzusetzen. „Die erdgeschichtliche Wesensart der Landschaft und die rassengeschichtliche Wesensart des Menschen, das sind die beiden Kämpfer.“ Dieser Kampf führt zur Auslese; übrig bleibt nur, wer sich anzupassen vermag. Aber die Anpassung — siehe VIII. Brief — darf nicht dazu führen, daß man die ererbte Sonderart völlig aufgibt. Dies ist eine Sache der Erziehung und Bildung. „Niemals gibt der gebildete, der geistig hochstehende und darum des angeborenen Stammeztums sich bewußte Franke seine Sonderart auf, wenn er unter Angehörigen anderer deutscher Stämme leben muß.“ Gewisse Dinge, wie die Mundart, gehören nicht zum Erbbild, sondern nur zum Erscheinungsbild des Menschen; trotzdem zieren sie ihn, und daher sollte auch das fränkische Dienstmädchen durch Erziehung und Belehrung dazu gebracht werden, daß es heimatische Eigentümlichkeiten in der Fremde mit Stolz bewahrt. Wie das geschehen könnte, das zeigte ich im IX. Brief. Die Gretel muß aber in der Heimat vor allem hören, daß sie ein fränkisches Mädchen ist. Im X. Brief ging ich über zur Rassenfrage, deren unbefangene Behandlung verwirrt wurde durch unberufene Helfer wie unberufene Gegner; die einen wollten die wesentlichen Verschiedenheiten der Rassen überhaupt leugnen, die anderen erzeugten durch unangebrachte Werturteile ein falsches Bild. „Wir wollen in aller Ruhe, fern von anmaßlicher Überhebung, von eitler Selbstüberschätzung den Tatbestand feststellen und dann uns fragen, welchen Wert für unser fränkisches Volkstum wir der Rassenfrage zuschreiben dürfen.“ Ich gab dann im XI. Brief eine Darstellung der rassischen Verhältnisse des deutschen Volkes, das in seinem heutigen Bestand ein Rassengemisch darstellt, in dem die nordische Rasse den Grundton angibt. Die alten Franken aber waren ausgezeichnete Vertreter dieser Rasse, wie u. a. die köstliche Schilderung bezeugt, die Apollinaris Sidonius von dem Aufzug eines edlen fränkischen Brautwerbers gibt. Von dieser Rasse läßt sich wissenschaftlich vieles feststellen, was ihr zu hoher Ehre gereicht. Darf man aber gegenüber dem Vorhandensein einer das ganze



Volk unterbauenden Grundrassse noch Stammesunterschiede pflegen? Ja; denn Stämme — so führte ich im XII. Brief aus — sind mehr als nur „zeitweilige Häufungen gewisser Kreuzungszusammenstellungen“. Vor allem aber: Der Stammesgedanke, in unserem Fall der fränkische Gedanke, ist ein Erziehungsgedanke. Wenn die Franken nicht noch erzogen werden könnten und müßten, hätte unser Bund keine Daseinsberechtigung. Die Franken sollten aber lernen „die in ihnen schlummern- den Stammestugenden zur höchsten Entfaltung zu bringen und die von ihren Fehlern kommenden Hemmungen auf ein Mindestmaß der Wirkung einzuschränken.“ Vor allem — dies lesen wir im XIII. Brief — muß unser Volk zu einem richtigen Stolz erzogen werden. „Ich muß es den übrigen deutschen Stämmen anheingeben, jeweils in ihrem Hause die für sie notwendige Folgerung zu ziehen; in unserem Lande aber rufe ich den Frankenstolz auf, daß er hervorkommen und sich zeigen möge!“ Zu diesem Behuf müssen wir allerdings — vgl. den XIV. Brief — den ganzen fränkischen Stamm, nicht nur die Ostfranken geistig umfassen; und wir müssen ferner jene Berunglimpfungen von uns weisen, die durch Unbedachtsamkeit dem fränkischen Namen zugefügt worden sind, indem das Wort fränkisch „in mißgünstigem, herabsetzendem, feindlichem Sinn für französisch gesetzt wird“. Dies darf uns freilich — so lese man im XV. Brief — nicht an der Erkenntnis hindern, daß sehr wertvolles fränkisches Blut ins französische Volk übergegangen ist. Sollte es nicht für die „spätere unausbleibliche Verständigung“ zwischen Deutschland und Frankreich wertvoll sein, auf diesen rassischen Zusammenhang hinzuweisen, „wenn alles sonst versagt?“ „So spricht ein Franke im Jahre des Heils 1932, und er glaubt damit die Liebe zum eigenen Volk und zu der Menschheit besser mit einander vereinigt zu haben als Herr Professor Förster, der Renegat.“

Dies, liebe Landsleute, ist in kurzen Worten der Inhalt der Neuen fränkischen Briefe an alle; und da ich nicht „die Bescheidenheit der Lumpen“, wie Goethe sagt, besitze, bin ich immer noch überzeugt, daß dieser Inhalt für Volk und Vaterland zuträglich ist. Wie und da wird einem eine seltsame Befriedigung zuteil: Wenn man die Zuschrift eines Menschen erhält, die haarscharfes, tiefstes Verständnis des Gelesenen offenbart. Dies wurde mir gewährt, als fast am gleichen Tage der Brief eines unterfränkischen Lehrers und ein zweiter von einem fränkischen Adeligen eintraf, in deren mir bis dahin fremder Seele die Töne der Neuen Briefe vollkommen rein und klar widerklangen. Zuweilen erhält man auch eine sachliche Genugtuung. Als ich von der Möglichkeit schrieb, daß man eines Tages diesseit wie jenseit der deutsch-französischen Grenze auf die alten Zusammenhänge des Blutes sich besinnen und sie auswerten könnte im Sinne einer nützlichen Verständigung, da konnte mich vielleicht der eine oder andere für einen wirklichkeitsfremden Schwärmer halten. Nun — es scheint solche Schwärmer auch auf der anderen Seite zu geben! Wie mir der Rassenforscher Professor Hans F. K. Günther in Jena brieflich mitteilte, gibt es einen — Frankenbund in der französischen Stadt Lille! Er führt den Titel „Laboratoire Intellectuel Gobineau“ (dies der Name des französischen Schriftstellers Joseph Arthur Grafen von Gobineau, des Verfassers der berühmten Schrift „Die Renaissance“). Diese Vereinigung in Lille will „le nordisme“ (den nordischen Gedanken) pflegen und greift

dabei bewußt auf den fränkischen Anteil an der Bevölkerung Nordfrankreichs zurück; Nordfrankreich sei „*Francia occidentalis*“ (Westfrankenland), zu dem innerlich die „*Francia orientalis*“ (Ostfrankenland) gehöre; die Mittel- und Südfrauzosen aber seien das Verderben Frankreichs. — Ohne daß ich die Bedeutung, die diese Vereinigung heute schon haben kann, überschätze, darf ich doch feststellen, daß ihr Dasein eine überaus wertvolle Bestätigung der Richtigkeit unserer eigenen Bestrebungen ist. Denn nichts ist innerlich mehr gerechtfertigt, als was unabhängig von einander an ganz verschiedenen Orten erblüht.

Noch was! Und dies gilt für alle fränkischen Briefe, die ich seit 1915 schrieb, für alles, was ich überhaupt seit dreißig Jahren gesprochen und geschrieben habe, und soll auch für alles gelten, was noch in Zukunft meiner Feder oder meinem Mund entströmen kann. Niemand ist unfehlbar, und die Feder wie die Zunge kann entgleisen. Ich bin mir bewußt, was es bedeutet, wenn der Kirchenvater Hieronymus sagt: „Vollkommen ist, wer nie mit der Zunge sündigt“ — und ich strebe in Wort und Schrift nach diesem hohen Ziel. Muß ich aber doch zuweilen den Zoll der schwachen Menschlichkeit entrichten, — so bitte ich zu bedenken daß ich auch ein Kämpfer bin; ich bitte, wenn die fünfundzwanzigste Behauptung falsch oder schief oder grob ist, nicht die vierundzwanzig vorausgehenden zu vergessen, die richtig, gut und höflich waren; und ich rufe mit jenem viel Größeren, in dessen Gefolgschaft ich mich befinde, aus:

„Nicht so vieles“ Federlesen!

Laßt mich immer nur herein!

Denn ich bin ein Mensch gewesen,

Und das heißt: ein Kämpfer sein.“

Kämpfer aber will ich, wollen wir sein und bleiben: Kämpfer um höchste Ziele. Es will sich heute, über Schutt und Dornestrüpp, ein neues Deutschland aufbauen, und viele Werkleute müssen dem Bauherrn und dem Baumeister helfen, wenn das Werk gelingen soll. Das Fundament, die Grundmauern sind das Wichtigste.

„Und ob das Werkstück noch so köstlich

Und die Fassade noch so festlich,

Ohne Grundriß, ohne Statif

Ist das Ganze Tataratatif.“

(Gneisenau bei Gerhart Hauptmann.)

Die Grundlage aber ist — die Gesinnung der Massen. Mit Lumpen könnt ihr keine anständige Sache durchführen, mit Undeutschen keinen neuen deutschen Staat errichten. Die Frage: Bist du national, bist du deutsch gesinnt, ist in der Tat immer noch vielen gegenüber berechtigt. Auf diese Frage antwortet entweder eine scheue Unsicherheit des Auges oder — etwas anderes. Ich möchte wünschen, daß dieses andere bei recht vielen — ein verständnisloses Gegenfragen des Auges wäre: So nämlich, wie ein Mann, „der durchaus bis zum innersten Kern gesund ist“, ver-



ständnislos dir entgegenblickt, wenn du dich besorgt nach seiner Gesundheit erkundigst. Ich für meinen Teil müßte wohl so blicken, wenn mich einer fragte, ob ich national gesinnt sei. Aufgewachsen im Herzen Deutschlands, durchpust vom Blutstrom alter Bauerngeschlechter, überstrahlt vom geschichtlichen Glanz des kaiserlichen Hochstifts Bamberg, umwittert vom Zauber häuslicher Bräuche, die noch in die Zeiten vor dem alten Botan zurückreichen, und — ich darf es hier, meine Freunde, wohl einmal gestehen — Enkel eines Mannes, der, ein halber Knabe noch, dem Herrn von Europa, dem Kaiser Napoleon ans Leben wollte — mit einem solchen Erbgut also ausgestattet, müßte ich die Frage für sinnlos halten, und ich könnte dem Frager höchstens erwidern, daß er mit seiner Frage um zwölfhundert Jahre zu spät daran sei.

Und damit, liebe Landsleute, habe ich Euch da, wo ich heute Euch haben möchte. Es ist der Sinn aller Erziehung, aus dem Menschen das herauszuholen, was in ihm liegt, was man von ihm nach seiner Herkunft und seiner Geschichte erwarten kann; und die wertvollsten Begründungen sind jene, mit denen man den Menschen bei seinem eigenen Wesen packt. Gibt es eine Begründung für die Mitarbeit am Neubau des Deutschen Reiches, die für Euch Franken und gerade für Euch Franken paßt? Jawohl, es gibt eine solche, und sie liegt in Eurer geschichtlichen Vergangenheit. Eure Vorfahren sind dabei gewesen, als die Grundlagen zum ersten deutschen Reich gelegt wurden, sie haben dieses Reich mitgeschaffen. Der Franke Chlodowich gründete das Fränkische Reich, der Franke Karl das mittelalterliche Kaiserreich, der Franke Ludwig das ostfränkische — deutsche — Königreich, und nach dem Erlöschen der deutschen Karolinger wählten die Franken, in kluger Erkenntnis der Verhältnisse, den Sachsen Heinrich, dessen Sohn Otto die Kaiservürde Karls erneuerte. Jeder deutsche König war Franke oder wurde es, mit einer rechtlichen Fiktion, durch seine Wahl. Karl IV., aus dem urfränkischen Hause Luxemburg, schuf die Goldene Bulle, das Reichsgrundgesetz für das spätere Mittelalter, und wenn auch die Führung des Reiches hinfort nicht mehr am fränkischen Stamm haftete, so saß doch der erste Reichsfürst, fast stets ein Franke, durch alle Jahrhunderte in Mainz, dem räumlichen Mittelpunkt der fränkischen Welt und dem geistlichen Mittelpunkt der fränkischen und deutschen Kirche bis zur Reformation, und wurden die deutschen Kaiser gewählt und gekrönt in jener Stadt, die in ihrem Namen den der Franken bewahrt. Da dem so ist — so könnt Ihr Franken gar nicht anders als an dem Bau eines neuen deutschen Reiches wacker mitzuhelfen und alles, was in Euch lebt und wertvoll ist, Eure Regsamkeit und Eure Besonnenheit, Eure Aufgeschlossenheit und Euer Festhalten am guten Alten in die Schmiede des Neuen Reiches zu führen. Frankenleute, die jetzt abseits stehen wollten — die kann ich mir nicht vorstellen; es wäre wider die fränkische Natur und wider die fränkische Geschichte. Wollt Ihr aber, daß man auf Euch hört, wollt Ihr maßgeblich werden im neuen Bau — dann sehet zu, ob Ihr zuvor das edle Menschentum in Euch verwirklicht habt, das zu predigen ich nicht müde werden kann und darf. Ja, Ihr dürft Euch nicht begnügen mit einer Durchschnittsgebeisterung, und vor allem nicht mit einem Durchschnittsmenschenwert. Je näher Ihr diesem hohen Ziele kommt, desto glücklicher wird Franken und wird Deutschland sein; desto früher werden Tage erscheinen, wo manch einer, getröstet und

frohlockend, in Worte ausbrechen möchte, wie ich sie dem Franken Gosbert in den Mund gelegt habe:

„So rede dich, du Baum, empor zum Himmel!  
Von eines Heil'gen Blut begossen, grüne!  
In deinem Schatten blüh' das Kraut Entsagung  
Und werde Teppich aller wunden Füße  
Und weiches Lager aller müden Pilger!  
Du aber setze Ast an Ast, und leuchte  
Mit Blättern tausendfältig, und ihr Welken  
Bezeuge junger Knospen Lebenskraft!  
Geleucht der Sonne, Windhauch, Vogelsang  
Durchsüße dich, und Sturm und Regenschauer  
Durchschüttre dich mit heilender Gewalt!  
Gib Quellen Ursprung, wässere das Land,  
Du meines Volkes Baum, und blüh', und dufte,  
Und wölbe herrlich dich in fernster Zeit!“

## Christrosen

Märchen von Friedel Hauflich

Es war am Tag des heiligen Christ, Schneeflocken fielen sacht, am Himmel war ein zarter Schein. Durch den flimmernden Weihnachtswald schritt ein kleines Mädchen, Ursula. Es fürchtete sich gar nicht, es sah auch nicht, wie die schneebedeckten Zweige nickten und die Silberdistel am Wege stand, sondern ging immer geradezu mitten zwischen den Bäumen hin, dem rosigen Scheine nach, der den dämmerigen Wald erhellte.

Klein Ursula wollte für ihr krankes Mütterlein Christrosen suchen, welche nur in der Heiligen Nacht blühen. Diese wundersame Blume heilt alles Weh und alle Krankheit. Das Kind, in seinem festen Glauben, daß der liebe Gott immer helfen könne, wußte bestimmt, daß er auch sein liebes Mütterlein wieder gesund machen würde. So schritt das Kind dahin. Je weiter es kam, desto dichter wurde der Wald und immer noch nicht konnte es die Wunderblume finden. Ursula bekam nun so Angst, daß sie weinte und betete, auch wußte sie keinen Weg mehr.

Da plötzlich sah sie vor sich ein Lichtlein auf- und niederschweben, dazwischen hörte sie klopfen, wie wenn Meister Specht die Bäume abhorcht. Klein Ursula ging auf das Lichtlein zu und sah ein puziges Männlein sitzen, mit einem Krönlein auf dem Kopfe, einer Laterne aus schimmernden Steinen, einem kleinen Tragforbe vor sich. Das Männlein hämmerte an seinem Stiefelchen herum. Aufblickend grüßte es freundlich und sagte: „O, ich kenne Dich schon lange, ich weiß auch, was Du in so später Stunde hier im Walde suchst. Und weil Du so brav und so tapfer bist, will ich Dir helfen. Wisse, ich bin der König der guten Zwerge, komme mit mir und fürchte Dich nicht.“